

Die Augen Wischnu's.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Im schroffen Gegensatze zu seinem Vater gährte in Leon bereits der Geist einer neuen Zeit, von Naturanlage ernst, fühlte er sich nur in einer wirklichen, zielbewußten Thätigkeit glücklich, in einer Thätigkeit, die ihm zugleich ein selbstständiges Handeln gewährleistete.

Die Zeit war solchem Streben indeß nicht günstig. Für den jungen französischen Edelmann von damals gab es entweder nur den Hofdienst — dieser aber ekelte Leon an — oder die Bewirthschaftung der eigenen Güter. Der alte Graf überließ seinem langjährigen Intendanten die letzteren jedoch völlig und war durchaus nicht geneigt, dem Sohn eine wirklich befriedigende Thätigkeit auf diesem Gebiete zu gewähren. So blieb nur noch der Dienst als Offizier. Leon war Soldat geworden, zuerst vielleicht nicht aus voller innerer Neigung, aber sein Beruf hatte ihn bald gefesselt; als junger Kornet schon hatte er sich an der Maas die ersten Lorbeeren geholt, und man prophezeite ihm allgemein eine glänzende Zukunft.

Da ließ er sich plötzlich auf die Liste derjenigen Offiziere setzen, die nach Indien kommandirt zu werden wünschten. Der Entschluß rief allgemeines Aufsehen hervor, denn im Allgemeinen drängten sich nur solche Offiziere zu dem Kommando, denen das Vaterland zu eng wurde: drückende Verschuldung, wenn nichts Schlimmeres, war meist der Beweggrund zu ihrem Entschluß. Bei Leon konnte kein derartiger Grund vorliegen, aber daß wirklich nur bloßer Thatendurst die Ursache sei, wollte auch Niemand glauben. Schließlich einigten sich die Meisten zu der Ansicht, Graf Chadreux gehe aus unglücklicher Liebe über das Meer, eine sehr hochgestellte Dame, die ihn bei den Hoffestlichkeiten des letzten Winters ungemein ausgezeichnet hatte, sollte die Veranlassung sein.

Die wahre Ursache ahnte Niemand. Der alte Graf hatte eines Tages seinen Sohn zu sich kommen lassen und ihm ziemlich gleichgiltig, als handle es sich um eine Kleinigkeit, mitgetheilt, daß es für ihn Zeit sei, sich zu verheirathen; er habe auch bereits eine hübsche und reiche junge Dame für ihn in Aussicht genommen. Leon biß sich darauf auf die Lippen, fragte nicht einmal nach dem Namen der ihm Bestimmten, sondern erklärte kurz, in dieser Beziehung werde er nur seinem eigenen Herzen folgen, und dieses habe bisher nicht gesprochen. Er bitte daher, ihn zu entschuldigen.

Es kam zu einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, an deren Schluß der Erstere zugab, daß dringende pekuniäre Sorgen ihm die schnelle Vermählung seines Sohnes mit einer reichen Erbin wünschenswerth machten, diese aber sei Dank seiner Fürsorge bereits in Mademoiselle Celestine de Clairfont, die augenblicklich noch mit seinen Töchtern, Leon's Schwestern, zusammen im Kloster La Brèche weile, gefunden. Der junge Lieutenant hatte darauf erst recht die Stirn gerunzelt und erwiedert, gerade diese Dame würde er zu allerletzt zu seiner Lebensgefährtin wählen, er bedaure, seinem Vater nicht ein fügsamer Sohn sein zu können. Am Tage darauf hatte er sich für die Compagnie des Indes einschreiben lassen, zwei Wochen später verließ er auf dem Transportschiff „l'Amiral" den Hafen von Toulon. Die Verhälnisse des Gra=



Maikäfer flieg! (S. 147)

fen schienen übrigens von ihm selbst zu trübe angesehen worden zu sein, wenigstens drang über sie nichts Ungünstiges in die Oeffentlichkeit, und er selbst führte seine Lebensweise als Grand Seigneur weiter. Vor Jahresfrist hatte er seine älteste Tochter Melanie an Herrn v. Clairfont, einen der reichsten Lebemänner des Hofes, verheirathet, und ganz Paris hatte einen Monat lang von nichts als der glänzenden Ausstattung der jungen schönen Frau und dem Luxus, der bei ihrer Vermählung entfaltet worden war, gesprochen. Seitdem lebte Graf Chadreux allerdings ziemlich zurückgezogen auf seinen Besitzungen, wie man sich erzählte, den Neigungen seiner jüngsten Tochter entsprechend, die trotz ihrer außerordentlichen Schönheit und ihrer siebenzehn Jahre noch nicht einmal bei Hofe vorgestellt worden war.

Die Welt hatte nicht so unrecht. Komtesse Louison liebte in der That das Landleben über Alles. Sie war ihrem Bruder in vieler Beziehung ähnlich. Ihr Geist war ernster gebildet, als es der Zeitrichtung entsprach, sie fand keine Befriedigung in dem oberflächlichen Salongeplauder und in rauschenden Vergnügungen. Aber selbst ihr Vater ahnte die tiefere Ursache nicht, die sie veranlaßte, ihn immer und immer wieder zu bitten, mit ihr auf Schloß Chadreux und von Paris fern zu bleiben. Die Komtesse trug eine innige Liebe im Herzen, die sich ihr selbst fast unbewußt aus einer kindlichen Jugendfreundschaft heraus entwickelt hatte. Marcel de Baudry war der Sohn eines Landedelmannes, der in der Nachbarschaft von Chadreux ein kleines Gütchen, Nesmes, besaß — ein Gütchen, gerade groß genug, um ihn und die Seinen zu ernähren, aber winzig klein im Verhältniß zu den gräflichen Besitzungen. Leon und Marcel waren Jugendgespielen gewesen, der Graf hatte ihre Freundschaft sogar mit vornehmer Herablassung protegirt und auch nichts Arges darin gefunden, wenn sich die beiden Schwestern an den Vergnügungen der lebhaften Knaben betheiligten. Ja, Graf Adrian that sogar noch mehr: er verschaffte dem begabten Marcel eine königliche Freistelle in der Militärschule und verhalf ihm dann, nachdem er sein Examen mit Auszeichnung bestanden, zu einem Lieutenantspatent im Regiment Richelieu. Die Jahre vergingen. Marcel kam aus seiner entfernten Garnison im Süden Frankreichs nur selten auf Urlaub nach der Heimath, seltener noch sah er Louison, schließlich, als beide Schwestern nach dem Tode der Mutter zu ihrer weiteren Erziehung in das Kloster La Brêche eintraten, hörten die Beziehungen fast ganz auf.

Da sahen sich die beiden jungen Leute im letzten Jahre plötzlich wieder. Marcel Baudry war zum Kapitän befördert und in ein anderes Regiment, das der Garnison Paris angehörte, aber zur Zeit an der Ostgrenze stand, versetzt worden, und benutzte einen Urlaub von wenigen Tagen, um seinen greisen Vater zu besuchen. Am zweiten Tage seines Aufenthalts in der Heimath hörte er von einem unheilvollen Brande, der einen Meierhof in der Nähe kurz vorher gänzlich eingeäschert hatte. Er ritt hinüber, um den armen obdachlosen Leuten womöglich eine kleine Hilfe zuzuwenden, und er fand an der Unglücksstätte die Komtesse, die ihm bereits zuvorgekommen war. In seinem Herzen loderte, als er die zur schönen Jungfrau herangeblühte Gespielin seiner Jugend wiedersah, die alte Neigung leidenschaftlich empor, und er sah bald an dem dunklen Roth, in das sich ihre Wangen bei seinem Anblick tauchten, daß auch sie ihn nicht vergessen hatte. Sie konnten sich wohl Beide nicht voll Rechenschaft darüber ablegen, wie es über sie kam. Der tiefinnere Zug zweier reinen Herzen führte sie einander in die Arme — es war ihnen Beiden nicht anders, als hätte ein schöner Traum, dessen wirkliches Sein sie kaum zu hoffen gewagt, sich plötzlich zu ihrem höchsten Glück verwirklicht.

Noch ehe Marcel's kurze Urlaubsfrist zu Ende ging, drückte er den ersten Kuß auf die strahlenden Augen seiner holden Braut.

Seiner Braut? Ach, sie wußten Beide nur zu gut, daß sich ihrer Vereinigung noch schwer zu überwindende Hindernisse entgegenstellen würden, sie kannten Beide nur zu gut den Abstand, der in des alten Grafen Auge zwischen dem armen Offizier und seiner Tochter war. Es konnte für sie nur einen Vermittler geben, der vielleicht mit glücklicher und energischer Hand alle Hemmnisse aus ihrem Wege fortzuräumen vermochte: Leon, der Freund, der geliebte Bruder.

Sie beschlossen daher, vorläufig ihre Liebe geheim zu halten und sie nur ihm zu offenbaren. Die Briefe Beider mit der innigen Bitte um seine Vermittelung und Fürsprache waren fast sieben Monate vor des Grafen Tode nach Indien abgegangen, noch aber fehlte jede Antwort. Sie konnte freilich auch kaum schon eingetroffen sein, denn nur in besonders günstigen Fällen legte eines der königlichen Schiffe in achtzig Tagen den Weg von Toulon nach Pondichéry zurück.

Jetzt freilich, gerade jetzt harrte Marcel mit doppelter Ungeduld der Nachrichten von dem fernen Freunde, denn jetzt waren seine Entscheidungen ja die des Hauptes der Familie. Der Kapitän fühlte aber lebhafter als je das Herzensbedürfniß, aus seiner Reserve herauszutreten, lebhafter als je die Nothwendigkeit, seiner Braut ein wirklicher Schutz sein zu können, denn die Verhältnisse auf Chadreux hatten fast unmittelbar nach dem Tode des Grafen eine äußerst unerfreuliche Wendung genommen.

Die Kerzen auf den Kandelabern am Sarge des Vaters waren kaum verloschen, als Graf Clairfont sich als Schloßherr einzurichten begann. Er leugnete zwar durchaus nicht, daß der Besitz als Majorat das ausschließliche Erbe Leon's sei, aber er betrachtete sich entschieden als mehr denn dessen Verwalter, so eigenmächtig und energisch griff er anfangs durch.

Dagegen wäre nun noch am wenigsten einzuwenden gewesen, denn die großen Besitzungen bedurften einer kräftigen Hand. Als er indessen bald bemerkte, daß die Verhältnisse seines Schwiegervaters im höchsten Grade ungeordnet waren, daß dessen mit größter Machtvollkommenheit ausgerüsteter Intendant in geradezu unglaublicher Weise gewirthschaftet hatte, fiel er sofort in das Extrem — er überließ die Herrschaft und Leon's ganzes Erbe völlig seinem Schicksal. Ja, er that noch mehr. Die Mitgift seiner Frau hatte in einer größeren Grundschuld auf den Gütern bestanden, jetzt veräußerte er sie an einen bekannten Wucherer und setzte damit die ganze Zukunft Leon's wie Louison's auf's Spiel. Und nicht genug damit, kränkte er die Komtesse fortgesetzt mit den gröbsten Beleidigungen ihres verstorbenen Vaters, der seinen Aeußerungen nach nicht nur leichtsinnig, sondern geradezu schlecht gehandelt hatte, besonders natürlich deshalb, weil er, Clairfont, bei dem Verkauf jener Hypothek einen ansehnlichen Verlust erlitten hatte.

Schließlich war Louison froh, als ihr Schwager nach Paris zurückging. Sie lehnte es ab, der Schwester dorthin zu folgen, sie wollte lieber einsam und allein in ihrem alten lieben Chadreux, in der Nähe des Grabes des Vaters bleiben, konnte sie doch nicht einmal wissen, ob der Sitz der Ahnen ihr und ihrem Bruder noch lange erhalten bleiben würde.

Da trafen endlich, endlich die lang und heiß ersehnten Briefe aus Indien ein. Leon schrieb:

„Heißgeliebte Schwester und Du, mein theurer Freund und Bruder!

Schon daraus, daß ich diese meine Zeilen an euch Beide richte, werdet ihr sehen, daß meine innigsten Glückwünsche eurem gemeinsamen Glück gelten. So fern ich euch bin, so nahe ist euch mein Herz — es fühlt mit den euren und weiß, daß sie sich zum vollen Glück durchringen werden. Ich kenne euch ja Beide wie mich selbst, und ich bin sicher, ihr werdet nicht verzagen, sondern treu und fest zueinander halten: solche Liebe aber unterliegt niemals! Könnte ich bei euch sein und bei dem Vater für euch sprechen, wie glücklich würde ich sein! So mußte ich mich darauf beschränken, ihm heute — gleich nach Ankunft eurer Briefe — inständigst zu schreiben und seine Einwilligung von ihm zu erflehen. Wenn ich meinen Einfluß auf ihn auch nicht überschätze, so hat doch vielleicht gerade die Bitte des in der Ferne weilenden Sohnes Geltung für sein Herz, denn dieses Herz ist klar wie Gold und denkt und fühlt, ich weiß es, für seine Kinder trotz mancher Eigenheiten in wirklicher väterlicher Liebe. Gott gebe, daß meine Hoffnungen sich verwirklichen, ihr Lieben, vielleicht ist selbst mein Fürwort nicht einmal mehr nöthig, und ihr seid, wenn diese Zeilen euch erreichen, schon vereint. Gott schütze und segne euch!

Mir geht es gut, besser denn ich erwartete, als ich mich nach Indien einschiffte. Wie ich schon vor zwei Monaten dem Vater schrieb, bin ich Dank seiner Empfehlungen von seinem alten Freunde, unserem glorreichen General, freundlich, ja herzlich aufgenommen worden und habe seit Kurzem eine Stellung in seinem Stabe inne. Ich nehme also an den großen Ereignissen, die sich hier vorbereiten, unmittelbaren Antheil und empfinde volle Befriedigung in meiner Thätigkeit. Hier erst lernte ich mich als Mann fühlen, hier erst fühlte ich mich des Lohnes meiner Arbeit werth. Und trotzdem will aus meiner Brust ein leises, schmerzlich-süßes Gefühl des Heimwehs nicht weichen — es gilt den alten Lindenbäumen von Chadreux so gut wie euch, wie allen, allen Lieben! Es gibt eben nur eine Heimath und sie vergißt man nie, niemals. Aber ihr werdet Besseres zu thun haben, als den elegischen Ergüssen eures fernen Bruders zu lauschen — über alle meine sonstigen Erlebnisse berichte ich ja auch dem Vater ausführlich. Euch aber umarme und küsse ich und rufe euch nochmals ein inniges Glück auf! zu.

In treuer Liebe

Euer Leon."

Als Marcel und Louison auf Grund dieses Briefes ihre Verlobung Clairfont und seiner Gattin mit dem Hinzufügen anzeigten, daß sie in Anbetracht der Trauerzeit von jeder weiteren Mittheilung derselben Abstand zu nehmen entschlossen seien, hatte der Schwager nur ein kühles Lächeln. Er erhielt die Nachricht früh bei der Chokolade und reichte seiner Frau den Brief mit den Worten über den Tisch hinüber: „Ich möchte nur wissen, ob sie von dem Kapitänsgehalt leben wollen — die Narren! Leon, der gute Leon wird ihnen nichts abgeben können; mein Notar schrieb mir gestern, daß Chadreux unrettbar unter den Hammer kommt. Eine stolze Parthie übrigens für eine Komtesse Chadreux — ich gratulire."

In dem kleinen niedrigen Zimmer des Wohnhauses zu Nesmes aber kniete zu gleicher Zeit das Brautpaar vor dem alten Vater Baudry, und der einfache Mann zog Louison an seine Brust. „Mache ihn so glücklich, wie es mein braver Junge verdient, meine Tochter, und Du, Marcel, halte Dein Weib in Ehren allezeit als das größte Kleinod Deines Lebens. Nicht Geld noch Gut gibt das wahre Glück —

glücklich aber macht ein liebendes, ein zufriedenes Herz!"

5.

Bei den Waischnavas.

„Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne
Noch heimgeh'n, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone."
Rückert, Zeitgedichte.

Saëb-Radschah hatte seit jenem Tage, an dem er Chadreux in die tiefsten Geheimnisse seiner Seele blicken ließ, nie mehr des Zeitpunktes erwähnt, zu dem er loszuschlagen gedachte, der Graf aber fühlte, daß er es nur um deswillen unterließ, weil der Entschluß selbst in ihm bereits fest und unabänderlich ausgereift war. Der Fürst hatte auch an den General Dupleix geschrieben, daß er den Feldzug — wenn es sein müsse auf eigene Faust — gegen das Ende des Sarât, der Regenzeit, beginnen würde

Es waren nur noch etwa sechs Wochen bis zu diesem Zeitpunkt, der General erklärte sich indessen einverstanden, denn er mußte sich nach Chadreux' Berichten sagen, daß an ein weiteres Hinausschieben des Termines nicht zu denken sei. Auch konnte er nach neueren Nachrichten wenigstens eine schwache Verstärkung aus der Heimath bis zum Ende des Dezember erwarten, und es gelang ihm gerade damals durch die Opferung eines großen Theiles seines Privatvermögens die Zahl der Sepoys, seiner einheimischen Truppen,*) bedeutend zu vermehren.

Pondichéry war in jenen Tagen ein großer Exerzierplatz, und Robilant befestigte sich durch die großen Dienste, die er bei der Ausbildung der neugeworbenen Mannschaft leistete, in der Gunst Dupleix' mehr als je.

Die Eröffnung des Feldzuges sollte sich jedoch noch früher als nothwendig herausstellen, wie Dupleix, ja selbst wie der Radschah erwartet hatten.

Es war in der zweiten Novemberhälfte, als Saëb-Radschah den Grafen unerwartet zu sich bitten ließ. Der Fürst war sichtlich befangen, als der Offizier bei ihm eintrat, eine lebhafte Erregung spiegelte sich in seinen Zügen wieder. Er umarmte indessen Chadreux mit derselben Herzlichkeit, die er seit jener Tigerjagd ihm stets zeigte, und zog ihn zu sich auf den Divan.

„Ich habe eine überraschende Nachricht von Chatanaya Matreyi erhalten," sagte er hastig. „Eine Nachricht, die mich auf's Höchste betroffen gemacht hat. Ich erzählte Dir, Bruder, vielleicht noch nicht, daß in diesen Tagen — am sechsten Tage unseres Monats Agrahajana — alljährlich eine große Versammlung stattfindet, zu der die Jünger unseres großen Wischnu von Seringham aus allen Theilen Hindostans zusammenströmen, während Abgesandte der verschiedenen Distrikte schon einige Tage vorher auf dem Tempeleiland sich einfinden. Es waren bisher für den großen Tag nur vorbereitende Entschlüsse geplant — jetzt aber theilt mir Matreyi mit, daß die bei ihm schon eingetroffenen Abgesandten so lebhaft zum sofortigen Handeln gemahnt haben, daß die Zeichen bei den Opfern so dringend gewesen seien, daß er einen weiteren Aufschub nicht billigen könne. Heller als je leuchteten die strahlenden Augen des Gotterbarmers, in ernsten Gebeten habe er sich selbst geprüft: er könne einen weiteren Aufschub nicht gutheißen."

Chadreux sprang auf. „Hoheit, das wirft alle unsere Pläne über den Haufen. Wir müssen unter allen Umständen an dem vereinbarten Termine festhalten. Ein vereinzeltes Handeln würde jede Aussicht des Gelingens gefährden."

„Ich weiß es, ich weiß es," fiel der Radschah ein, „und auch mich beunruhigt die Kunde, die mir soeben ward, so sehr mein Herz auf eine schnelle Entscheidung hindrängt. Es wird indessen wenig auszurichten sein; den einzigen Vorschlag, den ich Dir machen kann, ist der, unserer Versammlung selbst beizuwohnen. Du würdest dem General dann wenigstens aus eigener Anschauung berichten können."

„Und wäre das möglich?" fragte Chadreux überrascht.

Der Radschah lächelte. „Du hältst uns für zu abgeschlossen, als daß wir einen Fremden, einen Europäer, in unserer Mitte dulden könnten? — Freund, Du irrst. Unsere alten, heiligen Gesetze, die nur durch die Jahrhunderte entstellt sind, denken groß und frei, und Krischna*) hat sie neu mit seinem heiligen Odem belebt. Der großen Masse des Volkes wird stets eine strenge Form nothwendig sein, der Auserwählte soll und darf sich über sie erheben. Ich fordere Dich, meinen Bruder, auf, komme mit mir nach den Bergen von Kartaka — mein Bruder wird allen meinen Brüdern willkommen sein, ganz abgesehen davon, daß er der Abgesandte des großen Generals von Pondichéry, unseres Verbündeten, ist."

— — — — — — — — — — —

Drei Tage später klommen zwei Fakire die steilen Hänge des Colerun hinan, einige Wegstunden östlich jener Pagode mit dem goldenen Dach, in welcher der Radschah und Chadreux zuerst zusammentrafen. Der Eine trug die Tiloka der Waischnavas auf der Stirne, der Andere hatte das Haupt mit einem weiten, gelben Tuch umschlungen, das tief in den Nacken hinabfiel.

Der Weg der beiden Pilger war zuerst ein einsamer gewesen, allmählig aber zeigte es sich, daß zahlreiche andere Wanderer anscheinend demselben Ziel zustrebten. Still und schweigsam schritten jedoch Alle nebeneinander her, kaum daß dann und wann ein kurzer Blick Gesichter und Gestalten prüfte, kaum daß hier und dort sich eine Hand leise wie zum Gruß erhob.

Immer schroffer wurde die Schlucht, immer schmaler der Wasserlauf, der leise rieselnd in ihrem Grunde über das steinige Geröll dahinfloß. Nur ein ganz enger Pfad, den nur Einer nach dem Anderen betreten konnte, führte noch bergan, es schien fast, als ob die Möglichkeit, weiter zu kommen, mit der nächsten Biegung der wild zerklüfteten Schlucht ganz aufhören müßte. Himmelhoch stiegen links und rechts die Berge in steiler Böschung empor und nur mühsam fand dann und wann ein Sonnenstrahl seine Bahn bis zum Spiegel des Gerieſels, das in wildem Spiel fortwährend die Füße der Pilger kühlend netzte.

„Wir sind am Ziel," sagte endlich der jüngere der beiden Fakire, als eine senkrecht aufsteigende Felswand die Schlucht bis auf einen kaum mannsbreiten Spalt gänzlich abschloß.

„Am Ziel?" fragte der Andere betroffen, um gleich darauf wie erschrocken zusammenzufahren. Er sah über die Schulter des Gefährten hinweg, wie ein Pilger, der etwa zehn Schritte vor ihm gestanden hatte, plötzlich mitten im Bach verschwand, als ob er in den schäumenden Strudel selbst hineingestürzt wäre

„Ja, mein Bruder, wir sind am Ziel. Und nun tritt genau in meine Fußstapfen und folge mir ohne zu straucheln. Was Du auch sehen wirst," fügte er leise flüsternd hinzu, „verrathe durch nichts Dein Erstaunen."

Der Radschah — denn er war es — schritt vorsichtig über die moosbewachsenen, naßglatten Steine, die wie eine natürliche Brücke hier und dort aus dem Bach hervorragten. Jetzt sah Chadreux auch, wo ihr Vordermann verschwunden war. Das Geriesel theilte sich plötzlich, von Natur oder durch Kunst abgedämmt zeigte sich eine ganz kleine Insel und in deren Mitte durch einen mächtigen Felsblock fast verdeckt eine schachtartige Oeffnung, innerhalb derer einige Treppenstufen erkennbar waren. Der Radschah deutete auf den gewaltigen Granitblock: „Dieser Stein verschließt für gewöhnlich den Eingang und der Bach fließt über ihn hin. Kein Sterblicher außer dem Oberpriester von Seringham kennt das Geheimniß, wie er zu heben und zu senken, wie das große, uralte Heiligthum, das Du, mein Bruder, sogleich schauen wirst, zu erschließen ist."

Er stieg vorsichtig die ausgetretenen, von der Feuchtigkeit fast spiegelglatt geschliffenen Stufen hinab und schon nach wenigen Augenblicken umfing Beide ein tiefes Halbdunkel, an das sich die Augen erst langsam gewöhnen mußten. Die schmale Treppe führte einige dreißig Stufen in die Tiefe, dann wandte sie sich, der Gang wurde stollenartig und lief in mehrfachen Windungen wohl über hundert Schritt weit fast wagerecht fort, hier und da waren an der Wand in eisernen Ringen Harzfackeln angebracht, die ihn einigermaßen erleuchteten.

An einer der Windungen streckten sich dem Radschah zwei Speere entgegen.

Er gab das Losungswort: „Die Augen Wischnu's leuchten der Freiheit Indiens!" Die Speerträger senkten ihre Waffen vor ihm, aber sie schienen nicht gleich gewillt, auch seinen Begleiter passiren zu lassen. Erst als Saëb dicht an den einen der Männer herantrat und ihm leise, aber eindringlich einige Worte, die fast wie ein Befehl klangen, zuflüsterte, beugten sie sich tief, fast bis zur Erde, und verharrten in dieser demüthigen Stellung, ohne die Augen zu erheben, bis beide Männer um die nächste Biegung verschwunden waren.

Jetzt bot sich Chadreux plötzlich ein unerwarteter, wahrhaft großartiger Anblick. Der Gang weitete sich, eine gewaltige Halle öffnete sich vor seinen erstaunten Blicken. Es war eine natürliche Höhle von riesigen Dimensionen. Kuppelartig, in Thurmhöhe fast, wölbte sich hoch oben der Fels zur Decke, die Wände schienen sich nach allen Seiten beinahe in's Unendliche zu dehnen — der Raum mußte Tausende aufnehmen können.

(Fortsetzung folgt.)

*) General Dupleix war der Erste, welcher eingeborene Truppen anwarb und ausbildete. Die Engländer haben es ihm bekanntlich später in ausgedehntester Weise nachgemacht.

*) Eine Verkörperung Wischnu's.

Maikäfer flieg!

(Mit Bild auf Seite 145.)

Den Kindern ist der Maikäfer stets ein willkommener Frühlingsbote und wird von ihnen mit allerlei Reimen angesungen. Wer hätte nicht ehemals selber das „Maikäfer flieg!" angestimmt, während einer der gefangenen braunen Käfer auf einem dargebotenen Finger saß und nun unter den schon halb gehobenen Flügeldecken mit dem ganzen Körper „pumpte", d. h. seine Luftröhren mit Luft füllte, bevor er sich endlich surrend in die Luft erhob. An jene frohe Jugendzeit gemahnt uns recht lebhaft das hübsche Bild auf S. 145, und unwillkürlich erblicken wir in dem anmuthigen Kinde mit dem Frühlingsboten auf dem Finger und den Frühlingsblumen in der Schürze ein Sinnbild des holden Lenzes selbst.

Der Obstverkauf auf der Spree in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 148.)

Einer neueren Polizeiverordnung gemäß ist in der deutschen Reichshauptstadt „der Verkauf von Obst, Kartoffeln und Torf von Kähnen auf den zum Polizeibezirk von Berlin gehörigen Wasserstraßen vom 1. Mai 1890 ab nicht mehr gestattet." Die

behördliche Maßnahme hat ein stilles Wehgefühl bei allen Berlinern hervorgerufen, und gar manche Hausfrau wird die „Aepfelkähne“ auf der Spree schmerzlich vermissen, zu denen sie nun nicht mehr, wie bisher, pilgern kann. Diese Kähne kamen im Herbst, meist mit böhmischem Obst beladen, die Elbe hinab und durch die Havel und Spree direkt nach Berlin, wo sie in der Nähe der Brücken anlegten und sich als „Böhmische Obsthandlungen“ zur Ueberwinterung einrichteten. Zu dem Zweck wurde der Kahn mit Brettern zugedeckt, eine ordentliche Eingangsthür und nach dem Quai hinauf eine Treppe hergestellt. Alsdann begann der Verkauf, der, je näher Weihnachten heranrückte, immer lebhafter wurde. Unsere Abbildung zeigt diesen nunmehr der Vergangenheit angehörigen Obstverkauf auf der Spree, wie er sich zur Herbst- und Winterszeit an der Kurfürstenbrücke auf den dort liegenden Obstkähnen entwickelte, deren Verdecke durch Bretter verbunden waren, so daß man von einem zum anderen übertreten konnte.

Die Kameelreiterei des Perserkönigs Cyrus in der Schlacht bei Sardes.

(Mit Bild auf S. 149.)

Krösus, der König von Lydien, der im 6. Jahrhundert v. Chr. für den reichsten Fürsten galt, hatte in Erfahrung gebracht, daß der Perserkönig Cyrus ihn mit Krieg überziehen wollte. Um ihm zuvorzukommen, zog er selbst im Sommer 549 gegen die Perser und lieferte ihnen im Halysthale eine Schlacht mit glücklichem Erfolge, verstand den errungenen Vortheil aber nicht auszunutzen und zog nach seiner Hauptstadt Sardes zurück. Cyrus folgte ihm auf dem Fuße voll Siegeszuversicht, die jedoch sich wesentlich verminderte, als er die starke Reiterei sah, die ihm Krösus diesmal gegenüberstellte. Da rieth, wie Herodot erzählt, dem Perserkönig sein Feldherr Harpagus: in Anbetracht der Thatsache, daß die Pferde, wenn sie nicht daran gewöhnt seien, weder den Geruch noch den Anblick der Kameele ertragen könnten, solle er die Kameele, so viele deren seinem Heere zum Transport der Lebensmittel oder Geräthe folgten, alle zusammenbringen, ihnen ihre Last abnehmen, sie mit Streitern besetzen und so in die vorderste Schlachtlinie stellen. So geschah es auch; als nun die lydischen Reiter angriffen, und die Pferde derselben die Kameele witterten und ihrer ansichtig wurden, prallten sie zurück und wendeten sich (wie auf S. 149 dargestellt) zur Flucht. Die Schlacht endete mit einer vollständigen Niederlage der Lyder; Sardes wurde eingenommen, Krösus selbst gefangen, und die Herrschaft über Lydien ging an die Perser über.



Obstverkauf auf der Spree in Berlin. (S. 147)

Die Bändigung wilder Thiere.

Skizze

von

Th. Winkler.

(Nachdruck verboten.)

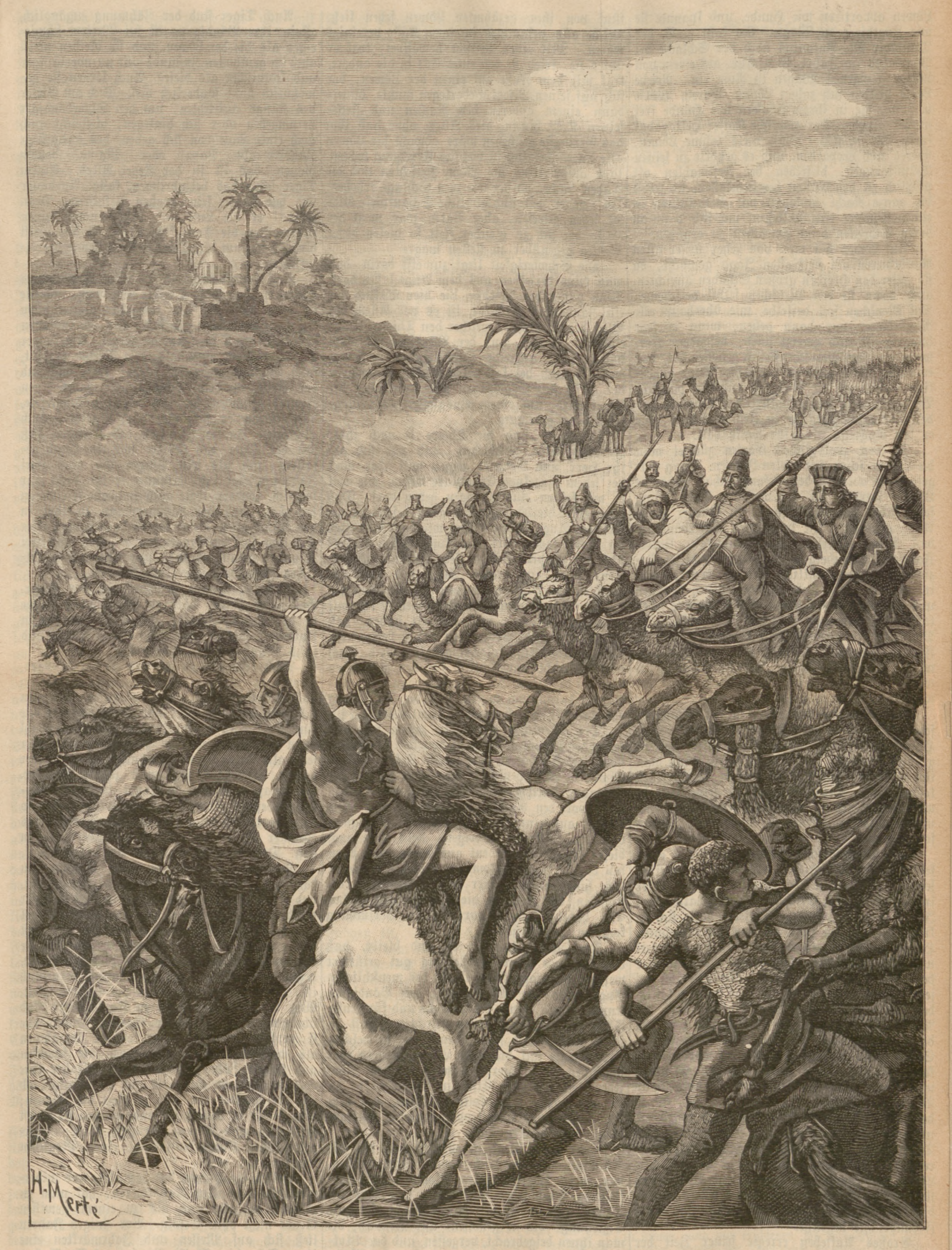
Die offene Fehde, in welcher der Mensch mit fast allen Raubthieren lebt, so lange letztere der Wildniß angehören, macht meist dann allmählig einem anderen Verhältnisse Platz, wenn das betreffende Thier die Freiheit verloren hat und auf die Pflege und Fütterung des Menschen angewiesen ist. Auch die wildeste und gefährlichste Bestie bleibt gewöhnlich in der Gefangenschaft nicht gleichgiltig gegen ihren Wärter, namentlich wenn dieser es wirklich gut mit dem Thiere meint, sich öfters mit ihm beschäftigt und es verständig behandelt.

Wird nun damit ein bestimmtes systematisches Verfahren, eine gewisse Schule mit strenger Disziplin in Verbindung gebracht, so verliert das Thier immer mehr von seiner angeborenen Wildheit und nimmt eine Dressur an, bei der es seine eigentliche Natur völlig verleugnet.

Wir sagen mit Wohlbedacht verleugnet, denn gänzlich auszurotten ist diese Naturanlage niemals, und selbst dem bestgezähmten Raubthiere ist nie ganz zu trauen. Im Ganzen aber sind Rückfälle in die Wildheit, wenn die nöthigen Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden, doch ziemlich selten.

Beispiele von gezähmten Raubthieren weist uns schon das graue Alterthum auf. Die allbekannte Sage von Androklus, der einem Löwen einen Dorn aus der Klaue zog, wofür ihm dieser dankbar folgte wie ein Hund und ihm sogar auf dem Meere nachzuschwimmen versuchte, mag in ihren Einzelheiten ausgeschmückt und übertrieben sein, in der Hauptsache ist sie keineswegs unwahrscheinlich

Die Römer hatten es in der Kunst der Zähmung und Abrichtung wilder Thiere außerordentlich weit gebracht. Die Mittel, die sie dabei anwandten, sind zwar längst außer Gebrauch gekommen, erwiesen sich aber doch als erfolgreich. Den wilden Löwen, Tigern und Panthern bestrichen nämlich die Thierbändiger zuerst den Rachen mit einer Art Kupferauflösung, deren zusammenziehende Kraft ihnen die Fähigkeit zu beißen benahm; dann wurden sie durch Hunger und verschiedenartiges Futter, sowie durch zweckentsprechende Behandlung allmählig ganz gezähmt und bis zum äußersten Grade des Gehorsams erzogen. Wie uns zeitgenössische Schriftsteller berichten, lehrte man



Die Kameelreiterei des Perserkönigs Cyrus in der Schlacht bei Sardes. (S. 148)

Löwen apportiren wie Hunde, und spannte sie wie Zugthiere an Wagen. So fuhr z. B. der Triumvir M. Antonius nach der Schlacht bei Pharsalus im Jahre 48 v. Chr. auf einem von Löwen gezogenen Wagen in Rom ein. Reiche Leute hielten sich zahme Löwen, Bären, Wölfe u. s. w., die in ihren Häusern wie Hunde frei umher gingen. Der römische Kaiser Heliogabal (gest. 222 n. Chr.) besaß viele zahme Löwen, Bären und Leoparden, und es gehörte zu seinen Belustigungen, dieselben bei Festmahlen oft plötzlich zu den Gästen hereinzulassen, sie selbst die ganze Nacht hindurch mit Berauschten in einem Zimmer einzuschließen, um sich dann an deren Schrecken beim Erwachen zu ergötzen.

Auf Löwen hat man von jeher unter allen Raubthieren am fleißigsten Jagd gemacht, da sie unter den Heerden großen Schaden anrichten, auch wenn sie den Menschen selbst verschonen. Auf Menschen soll derselbe, wie überhaupt alle Raubthiere, nur dann gehen, wenn er sehr hungrig ist und gereizt wird, besonders aber, wenn er schon Menschenfleisch genossen hat, das er dann allem anderen vorzieht. Seine angebliche Großmuth ist übrigens nur eine poetische Verherrlichung seiner natürlichen Trägheit und der Geringschätzung gegen kleinere Thiere, die er des Angriffs nicht für werth hält.

In den zoologischen Gärten züchtet man die Löwen schon seit vielen Jahren. Jung eingefangene oder in der Gefangenschaft geborene Löwen werden bei angemessener Behandlung sehr zahm und zeigen für ihren Pfleger große Anhänglichkeit. Die berühmten Thierbändiger van Aken, Charles, van Amburgh, Upilio Faimali, Kreuzberg u. A. haben in dieser Beziehung außerordentliche Erfolge erzielt, und in neuerer Zeit sind es namentlich Frauen und Mädchen, die sich auf diesem Gebiete sehen lassen. Es wird von in diesem Fache erfahrenen Männern als unzweifelhaft behauptet, daß es Frauen bedeutend leichter als den Männern wird, männliche Thiere sich unterwürfig zu machen, das umgekehrte Verhältniß findet bei weiblichen Thieren statt.

Eine Eigenheit des Löwen in der Gefangenschaft ist, daß er gern seinen Käfig mit einem Hunde theilt, mit dem er dann spielt und in größter Eintracht lebt, traurig wird, wenn man ihn entfernt, und sich bei seinem Wiedersehen lebhaft freut. Sein Gedächtniß für seine Freunde und Wohlthäter ist überhaupt erstaunlich; ehemalige Wärter erkennt er meist nach Jahren sofort wieder.

Der Naturforscher Brehm hatte auf einer seiner Reisen Gelegenheit, eine Löwin, die einer seiner Freunde von dem egyptischen Statthalter im Ostsudan zum Geschenk erhalten hatte, zwei Jahre lang zu pflegen. Dieselbe hatte sich in kurzer Zeit so im Hofe des von ihm bewohnten Hauses in Kairo eingewöhnt, daß sie dort frei umherlaufen durfte. Sie folgte ihrem Pfleger bald wie ein treuer Pudel, liebkoste ihn bei jeder Gelegenheit und wurde blos dadurch lästig, daß sie zuweilen auf den Einfall kam, ihn Nachts auf seinem Lager zu besuchen und ihn dann durch ihre Zärtlichkeiten aufzuwecken. Selbst wenn sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie doch schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an Brehm wie früher. In Kairo ging er, sie an der Leine führend, mit ihr öffentlich spazieren, und auf der Ueberfahrt von Alexandrien nach Triest holte er sie zum Vergnügen der Mitreisenden täglich auf das Verdeck herauf. Die Löwin kam dann nach Berlin, und Brehm sah sie erst zwei Jahre später wieder; allein augenblicklich wurde er von ihr erkannt und auf's Freundlichste begrüßt.

Großes Aufsehen erregte seiner Zeit der Thierbändiger Thomas Batty, der vor etwa zwanzig Jahren Europa bereiste und sich mit fünf von ihm gezähmten Löwen sehen ließ, welche alle zusammen in einem Käfig vereinigt waren. Mit einer Peitsche bewaffnet, trat er unter sie, trieb sie von einer Ecke in die andere, trat mit dem Fuße auf einen der Löwen, der sich auf seinen Befehl niederlegen mußte, öffnete dann einem anderen den Rachen und steckte seinen Kopf hinein, dies Alles, ohne daß ihm das Geringste geschehen wäre, obwohl die Löwen alle augenscheinlich in höchster Erregung waren, laut aufbrüllten, die Zähne fletschten und die Tatzen immer wieder wie zum Schlage erhoben. In neuerer Zeit sind ähnliche Schauspiele öfter zu sehen gewesen, aber Batty war wohl der Erste, der sich zu gleicher Zeit so vielen dieser Bestien gegenüber zu stellen wagte.

Die Schwierigkeit liegt zumeist darin, daß man keine derselben aus dem Auge lassen darf. Denn außer der Peitsche, die hier wirklich wie ein Zauberstab erscheint, ist es vor Allem der Blick des Menschen, welcher den Thieren Scheu einflößt. Dabei muß der Bändiger sich wohl hüten, seine aufrechte Stellung zu verlieren, weshalb auch bei fast allen solchen Prozeduren der Käfig mit Sägespänen und dergleichen bestreut wird, um einem Ausgleiten nach Möglichkeit vorzubeugen.

Uebrigens sind die Thiere je nach ihrer Individualität verschieden, und wer sich als ihr Herr und Gebieter zeigen will, der muß bei jedem einzelnen Exemplare wissen, wie weit er mit seinen Zumuthungen gehen darf. Daß aber ein Thierbändiger ein ganz besonders gestaltetes Auge haben müsse, wie man bisweilen im Volke sagen hört, ein Auge, dessen Weißes über der Pupille sichtbar sei, ist unbegründet, wenn auch ein großes Auge mit scharfem, leuchtendem Blick entschieden im Vortheil ist.

Wer dergleichen Schaustellungen öfters mit angesehen hat, der wird bemerkt haben, daß bei den einzelnen Prozeduren und Experimenten stets dieselbe Reihenfolge eingehalten wird. Auch dies ist nicht unwesentlich für den glücklichen Verlauf derselben, die Thiere gewöhnen sich allmählig daran und wissen, daß die Aufstörung aus ihrer Ruhe nach einigen Minuten vorüber ist.

Den Menschen gegenüber zeigen fast alle reißenden Thiere, solange sie noch kein Menschenfleisch gekostet haben, eine gewisse Scheu. Einem Löwen in Gefangenschaft, der einen Kursus der Zähmung durchgemacht hat, einen menschlichen Arm vor den Rachen zu halten, wirkt weit minder auf seinen Appetit, als z. B. ein Lamm oder ein Zicklein. Uebrigens sieht man auch dieses letztere Experiment ausführen, und dann soll es allerdings vorkommen, daß die Bändiger das hingehaltene Thier mit Terpentinöl bestreichen, vor welchem die Thiere einen solchen Ekel haben, daß sie gar nicht in Versuchung kommen, zuzubeißen.

Die Hauptsache aber ist und bleibt, daß dieselben vor jeder Vorstellung gut gefüttert werden, die magnetische Macht des menschlichen Auges und die Muskelkraft des Bändigers kennen lernen, sowie die Peitsche und für ernste Fälle das glühende Eisen fürchten. Fast in jedem Cirkus und jeder Menagerie, in welchen Experimente mit dressirten Löwen, Tigern oder ähnlichen Raubthieren gezeigt werden, sind jeder Zeit glühende Eisen in Bereitschaft, da sie das einzige Schreckmittel bilden, mit dem im Falle einer Katastrophe sogleich wirksam eingegriffen werden kann.

Sehr einleuchtend ist es übrigens, daß die Bändiger sich ängstlich davor hüten müssen, vor ihren Zöglingen im Moment der Vorstellung Blut sehen zu lassen; das läßt die Thiere fast immer mit einem Male alle gute Erziehung, die sie genossen, alle Demuth, die man ihnen beigebracht, vergessen, und der Blutdurst tritt dann mit aller angeborenen Wildheit hervor.

Auch Tiger sind der Zähmung zugänglich, allein ihre Bändigung ist bei Weitem schwieriger als die der Löwen, und sie bleiben meist auch im gezähmten Zustande weit unzuverlässiger und launischer als diese. Auch lernen sie gewöhnlich nicht sonderlich viel. Sich am Gitter des Käfigs aufrichten, um den Thierbändiger herumgehen oder sich hinlegen, vielleicht auch noch einen Laut von sich geben, den gutwillige Zuhörer als „Papa" oder „Mama" deuten können, das ist in der Regel Alles. Einem Tiger schon das beizubringen, kostet Ausdauer und hat immer seine großen Gefahren. Denn verliert er die Lust und läßt einmal seinen Lehrmeister die Tatze fühlen, so ist das meist hinreichend, um den Tod des Getroffenen herbeizuführen.

Das heimtückische Wesen dieses Raubthieres erschwert eben seine Dressur ungemein, und nie ist man auch bei den scheinbar glänzendsten Erfolgen vor einem Rückfall sicher. Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Ein junger Tiger, welcher einstmals, wie Brehm erzählt, nach England gebracht wurde, hatte während der Reise in dem Schiffszimmermann einen Freund gefunden, der ihn pflegte und wartete, aber, wenn er sich ungebührlich zeigte, auch züchtigte. In Anerkennung des Ersteren ließ sich der Tiger das Letztere wie ein Hund gefallen, und als sein Pfleger ihn nach zwei Jahren wieder sah, erkannte er ihn nicht nur sogleich, sondern legte auch so große Freude an den Tag, daß der Zimmermann zu ihm in den Käfig ging, wo er mit Schmeicheleien aller Art von ihm empfangen wurde. Erst nach drei Stunden gelang es ihm, von seinem überzärtlichen Freunde wieder loszukommen.

Auch an Hunde gewöhnt sich der Tiger. Bei guter Pflege hält er sich ziemlich lange in der Gefangenschaft, und es sind zu seinem Unterhalt täglich etwa zehn Pfund Fleisch und sechs Pfund Wasser erforderlich.

Noch schwerer zu zähmen ist der Leopard, obwohl er sich in der Gefangenschaft gutmüthig und geduldig zeigt, von bekannten Personen sich gern liebkosen läßt und dabei schnurrt wie eine Katze. Jung eingefangen nimmt er wohl einen gewissen Grad der Bändigung an, aber seine alte Natur bricht gewöhnlich immer wieder hervor. Häufiger sieht man zahme Panther. So besaß z. B. der seinerzeit berühmte Menageriebesitzer Kreuzberg einen solchen, der so artig war, daß man ihn mit der Familie das Zimmer theilen und mit den Kindern spielen ließ. Doch ist das immerhin ein seltener Fall.

Kreuzberg verstand es auch, Jaguare zu bändigen, was ebenfalls nicht häufig gelingt, und er behauptete, gerade die wildesten dieser gefährlichen Raubthiere würden in der Regel die gelehrigsten Schüler, wenn sie nur erst völlig davon überzeugt worden wären, daß sie an dem Bändiger einen Herrn über sich haben, gegen dessen Willen jede Auflehnung vergeblich ist. Darin aber liegt eben die Schwierigkeit. Wie bei fast allen anderen Raubthieren sind übrigens auch bei dieser Gattung männliche Exemplare im Allgemeinen leichter zu zähmen als weibliche. Man feilt ihnen die scharfen und spitzen Zähne, die im dritten Jahre ihre volle Größe erreichen, bis auf die Wurzel ab und beschneidet von Zeit zu Zeit die Klauen; aber selbst in diesem Zustande bleiben sie höchst gefährlich und können vermöge ihrer außerordentlichen Körperkraft leicht einen Menschen umbringen.

Selbst die Hyäne, das häßlichste und widerwärtigste von allen Raubthieren, hat man zu zähmen versucht und bis zu einem gewissen Grade nicht ohne Erfolg. Vor einigen Jahren ließ sich auf Messen und Jahrmärkten eine junge Schwedin, Cäcilie Nicolai aus Stockholm, sehen, welche sich mit mehreren Löwen, Bären

und Hyänen zusammen produzirte und mit denselben ein sogenanntes afrikanisches Gastmahl aufführte. Eine Tochter des erwähnten Kreuzberg wurde bei einer Vorstellung, die sie mit gezähmten Hyänen gab, von einer der Bestien in den Arm gebissen und mußte, obwohl die Wunde geheilt wurde, den Beruf der Thierbändigung gänzlich aufgeben.

Ganz verschont von solchen Merkmalen ihrer gefährlichen Thätigkeit bleiben überhaupt die wenigsten Raubthierzähmer; sie können vielmehr noch von Glück sagen, wenn sie nicht völlig dabei zum Krüppel werden oder das Leben einbüßen.

Auch der Wolf ist der Erziehung fähig. Er besitzt fast dieselbe Ausdauer und Kraft, denselben Verstand und dieselbe Sinnenschärfe wie der Hund. Ist er bereits über die erste Jugend hinaus, so ist freilich nur noch wenig mit ihm anzufangen; jung hingegen und namentlich, wenn er noch blind in Gefangenschaft geräth und von einer Hündin gesäugt wird, ist er sehr leicht abzurichten. Nur bei zunehmendem Alter wird er mißtrauisch, boshaft, mürrisch und tückisch. In Persien werden die Wölfe sogar zum Tanzen abgerichtet und man läßt sie zur Belustigung des Volkes ihre Künste machen und wie zahme Hunde mit Menschen gefahrlos kämpfen. Wölfe, die über Stöcke und durch Reifen springen, sich auf Befehl ihres Herrn auf den Hinterfüßen aufrichten rc., werden auch in Deutschland bisweilen gezeigt.

Der berühmte Naturforscher Cuvier berichtet von einem Wolfe, welcher wie ein junger Hund aufgezogen worden war und nach vollendetem Wachsthum von seinem Herrn einem öffentlichen Garten in Paris geschenkt wurde. Hier zeigte er sich einige Wochen ganz trostlos, fraß äußerst wenig und benahm sich vollkommen gleichgiltig gegen seinen Wärter. Endlich aber faßte er eine große Zuneigung zu denen, welche um ihn waren und sich mit ihm beschäftigten, ja es schien, als hätte er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nun nach einer Abwesenheit von 18 Monaten nach Paris zurück und besuchte den Garten. Trotz des herrschenden Lärmes vernahm der Wolf sogleich seine Stimme und überließ sich, nachdem man ihn in Freiheit gesetzt hatte, Ausbrüchen der ungestümsten Freude. Er wurde hierauf von seinem Freunde getrennt und von Neuem zeigte er sich, wie das erste Mal, tief betrübt. Nach dreijähriger Abwesenheit kam der Herr dann abermals nach Paris. Es war gegen Abend und der Käfig des Wolfes völlig geschlossen, so daß das Thier nicht sehen konnte, was außerhalb vorging; allein sowie es die Stimme des nahenden Herrn vernahm, brach es in klägliches Geheul aus, und sobald man die Thüre des Käfigs geöffnet hatte, stürzte es auf seinen Freund los, sprang ihm auf die Schultern, leckte ihm das Gesicht und machte Miene, seine Wärter zu beißen, wenn diese versuchten, es wieder in sein Gefängniß zurückzuführen. Als endlich die Trennung doch erfolgt war, erkrankte der Wolf und verschmähte alle Nahrung. Es dauerte lange, ehe er sich wieder erholte, aber dann war es immer gefährlich für einen Fremden, sich ihm zu nähern. So große Anhänglichkeit kann also selbst ein Wolf an einen Menschen gewinnen.

Anscheinend leicht zu zähmen ist der Bär. Führer mit solchen Thieren, die ihre Kunststückchen produziren, sind etwas so Häufiges, daß man nicht geneigt ist, etwas Besonderes darin zu suchen. In der That wird der Bär, jung eingefangen, bei geeigneter Behandlung leicht zutraulich, läßt sich gerne schmeicheln und geht willig auf Spiel und Scherz ein, doch beweist er keine große Anhänglichkeit und wird nie ganz zahm. Er läßt sich wohl zu manchen Exercitien abrichten, allein die Intelligenz, wie sie sich beim Löwen, Tiger, Wolf rc. findet, fehlt ihm ganz. Im Alter vollends sind die Bären tückisch, reizbar und boshaft. Und in diesem Zustande können sie höchst gefährlich werden, weniger durch ihr Gebiß, als dadurch, daß sie sich auf ihre Hinterpranken aufrichten, mit ihren Armen und Krallen ihre Opfer anfallen und dasselbe erdrücken oder zerreißen.

Früher richtete man Bären grausamerweise dadurch zum Tanzen ab, daß man sie in einen Käfig setzte, dessen aus Eisenplatten bestehender Boden dann allmählig heiß gemacht wurde. Gegen die Hitze ist das Thier sehr empfindlich, und so stellte es sich, um derselben wenigstens theilweise zu entgehen, auf die Hinterpfoten und begann herum zu hüpfen. Hierbei wurde getrommelt und gepfiffen, woran sich der Bär allmählig gewöhnte, so daß er später beim bloßen Klange der Musik seine Sprünge machte. In dem Dorfe Smorgonia in Litthauen beschäftigte man sich früher fast ausschließlich mit Abrichtung von Bären und brachte es sehr weit darin. Der polnische General Branicki wurde einst bei einem litthauischen Großen von zehn Bären feierlich empfangen, welche, bizarr kostümirt, Spalier bildeten und das Gewehr präsentirten wie alte Soldaten. In früheren Zeiten hielten bekanntlich die Fürsten eine größere Anzahl dieser Thiere in eigenen Zwingern und stellten bei festlichen Gelegenheiten Hetzen mit ihnen an. In Paris hetzte man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts angekettete Bären mit Hunden, und in Madrid ließ man noch in der neuesten Zeit Bären mit Stieren kämpfen.

Das gelehrigste von allen wilden Thieren aber ist der Elephant, wie er sich denn auch bei guter Behandlung als das treueste und dankbarste erweist. Der indische Elephant hat zugleich seine interessante, bis auf das graue Alterthum zurückreichende Geschichte, denn schon sehr frühe wußte der Mensch sich denselben dienstbar zu machen und zu mancherlei Zwecken zu verwenden.

Die Indier waren die Ersten, welche die Elephanten zähmten, und noch heute wird er in Vorder- wie Hinterindien zu allerlei Dienstleistungen verwendet, wobei seine erstaunliche Gelehrigkeit, seine Sanftmuth, seine fast menschliche Vernunft jeden erst neu eingetroffenen Europäer in Erstaunen setzt.

Selbst wilde Elephanten zerstören nie muthwillig menschliches Eigenthum und berauben nur die Felder, welche nicht eingezäunt sind. Eine schwache Bambuseinzäunung genügt, sie zurückzuhalten.

Durch fortgesetzte Mißhandlungen oder auch bei zunehmendem Alter allerdings wird selbst der gezähmte Elephant nicht selten so störrisch und unbändig, daß nichts mehr mit ihm anzufangen ist. Ein solcher Fall kam erst unlängst in dem bekannten Thierpark des Herrn Karl Hagenbeck in Hamburg vor, wo ein indischer Elephant von kolossaler Größe „hingerichtet" werden mußte, da er sich seit einiger Zeit so widerspenstig und boshaft zeigte, daß er dem Institute zur Last geworden war. Um etwaigen Unglücksfällen vorzubeugen, wurde also beschlossen, das Thier zu tödten, und zwar sollte es den Tod durch den Strick erleiden. Der Galgen und die zu demselben verwendeten Balken hatten natürlich der Größe des Delinquenten entsprechende Ausdehnung, und ein Flaschenzug von 5000 Kilogramm Tragfähigkeit war dazu bestimmt, den Frevler nach oben zu ziehen. Zwanzig Mann spielten bei der Exekution die Scharfrichter. Lange wollte es nicht gelingen, dem Elephanten die Schlinge um den Hals zu werfen, da er sie immer mit dem Rüssel abfing und hinwegschleuderte; als man ihn aber endlich doch überlistet hatte, wurde kräftig angezogen und so seinem Leben ein Ende gemacht.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geisterbeschwörung. — In der letzten Regierungszeit Ludwig's XV. zählten „Geisterbeschwörungen" zu den Moden der aristokratischen Kreise von Paris. Unter den sogenannten „Berufenen", die großen Zulauf hatten, war auch ein seit kurzer Zeit aus England nach Paris übergesiedeltes Ehepaar, das ein abgelegenes Hintergebäude für seine Zwecke gemiethet und sich durch seine Manipulationen einen gewissen Namen verschafft hatte. Eines Nachmittags war bei demselben ein reich galonirter Lakai mit der Meldung erschienen, daß sich eine Anzahl Damen der hohen Gesellschaft gegen Mitternacht zu einer Sitzung einfinden werde. Das strengste Geheimniß dieses Besuches solle indessen gewahrt und jeder unberufene Zeuge entfernt werden, bis die aristokratischen Theilnehmerinnen des Cirkels ihre in einiger Entfernung von dem Eingang der Wohnung haltenden Sänften auf's Neue bestiegen haben würden. Natürlich wurde die pünktliche Erfüllung des Wunsches der erlauchten Damen zugesichert, und wirklich glich das verschwiegene Häuschen einem Grabe an Stille, als kurz nach Mitternacht eine Anzahl in Mäntel und Kapuzen gehüllter Damen durch die geöffnete Pforte des Hintergartens in das Häuschen der „Geisterbeschwörer" schlich. Am Eingang empfing die Frau vom Hause ihre nächtlichen Gäste; über den dunklen Korridor führte sie dieselben in ein hellerleuchtetes Zimmer. Im Nu waren die schützenden Mäntel und Tücher entfernt, in vollem Schmuck des Festes, von dem aus die Damen ihre geheimnißvolle Wanderung angetreten, erschien der Damenkreis vor den Augen der Besitzerin des Raumes. Entsetzt wich die „Zauberin" bei diesem Anblick zurück. „Wehe uns Allen!" rief sie. „In diesem weltlichen Putze wollt ihr der Gnade gewürdigt werden, des Anblickes verklärter Geister zu genießen? Alles hatte ich vorbereitet, aber Alles ist nun umsonst. Nicht Kinder der Welt, im Aeußeren wie im Inneren, darf ich in die geheiligte Stätte des Geisterkreises führen. Verlaßt mein Haus," fuhr sie mit gebieterischer Handbewegung fort, „und wählt eine andere Stunde und anderes Gewand." — Aber eine andere Stunde war den Damen wenig gelegen; inständig drangen sie in die Wirthin, ohne Säumniß die sehnlichst gewünschte Sitzung stattfinden zu lassen. Die Geheimnißvolle dachte eine Weile nach. „Wohl," sagte sie endlich, „aber ich stelle eine Bedingung. Entledigt euch in diesem Gemach des weltlichen Tandes und begebt euch in einen anderen Raum, in beschaulicher Stille euch eine halbe Stunde lang zu dem Geisterwerk vorzubereiten. Sobald es Zeit sein wird, führe ich euch aus Nacht zum Licht, erschließe euch nie geahnte Wunder höherer Mächte." Natürlich fand dieser Vorschlag vollste Billigung des Damenkreises. Im Nu waren die Gewänder von Brokat, Sammet und Seide abgestreift, die Geschmeide thürmten sich zu einem blitzenden und funkelnden Haufen, und in den nächsten Minuten traten die Geisterbegierigen den Weg zu dem ihnen angewiesenen Raum an. Es war das ein kleines, völlig abgelegenes, von allen Möbeln entblößtes Gemach, dessen Außenthüre, wie sich deutlich vernehmen ließ, noch überdies nach dem Eintritt der letzten Dame verriegelt ward. Nur eine einzige Kerze spendete nothdürftig Licht: gewiß, hier vermochte nichts die innere Sammlung während der festgesetzten halben Stunde zu stören. Aber obwohl die Damen die kostbaren Uhren im Vorgemach zurückgelassen hatten, ward es nach und nach selbst der zweifelndsten unter ihnen klar, daß die Frist längst überschritten sein mußte. Ein schüchternes, dann mit verstärkten Kräften unternommenes Pochen blieb ohne Wirkung, ein Versuch, die von außen festgeschlossenen Läden des einzigen Fensters zu öffnen, war vergeblich. So dämmerte der Tag herein, aber erst als die Sonne hoch am Himmel stand, kam den Geängstigten Hilfe; dem vertrauten Lakaien, der stundenlang an der Gartenpforte der Rückkehr der Damen geharrt, war das Nichtwiedererscheinen derselben doch gar zu auffällig geworden und er entschloß sich endlich, in das Innere des Hauses zu dringen. Aber Alles war öde und ausgestorben. Mit bangen Ahnungen setzte er seine Forschungen fort, bis ihn Hilferufe zur rechten Spur leiteten. Aber es bedurfte erst der Kunst eines Schlossers, das wohlverschlossene Gemach zu öffnen, und nun erschienen die Trägerinnen der stolzesten Namen der Monarchie in einem Zustande vor den Augen ihrer Befreier, der eben nicht großen Respekt einzuflößen vermochte. Von den abgelegten

Kostbarkeiten, mit denen die betrügerischen Geisterbeschwörer das Weite gesucht, erhielt keine der Damen je das Geringste zurück, denn die Untersuchung wurde, um die fatale Sache nicht noch mehr an die große Glocke zu hängen, bald aufgegeben. Ob aber die Damen von ihrer Sehnsucht, einen Blick in die Geheimnisse der Geisterwelt zu thun, geheilt wurden, theilt unser Chronist, dem wir diese durchaus wahre Geschichte nacherzählen, leider nicht mit. [H. H.]

Ueber das Geruchsvermögen der Wespen und anderer Insekten sind schon viele Vermuthungen und Behauptungen aufgestellt worden, ohne daß man bis jetzt Geruchsorgane bei einer der 200,000 bekannten Insektenarten aufgefunden hätte. Und doch spricht Vieles für das Vorhandensein dieser Werkzeuge. Mit welcher Sicherheit fliegt z. B. unsere gemeine Wespe geraden Wegs nach einer ihr angenehm duftenden Flüssigkeit oder Speise hin! Daß sie duftende Stoffe wahrzunehmen vermag, steht also außer allem Zweifel, wie sie aber ihrem Geruche selbst unter schwierigen Verhältnissen nachzugehen versteht, kann aus folgendem, von mir selbst beobachteten Vorkommniß geschlossen werden. An einem sonnigen Sommermorgen saß ich am Tische meines großen Wohnzimmers. Vor mir stand ein Teller mit frischem Pflaumenkuchen. Meine Wohnstube ist ein Eckzimmer und hat nach Osten und Süden Fenster. An der Südseite desselben war ein Fenster geöffnet. Durch diese Oeffnung nun flog eine Wespe direkt nach dem Tische und ließ sich voll Begier auf meinem Obstkuchen nieder. Als ich das Thier verscheuchte, nahm es denselben Weg in's Freie zurück. Es dauerte jedoch nicht lange und die Wespe wagte den Versuch noch einmal, ohne indeß einen besseren Erfolg zu erzielen. Als der Eindringling wieder aus dem Zimmer entfernt war, schloß ich das Fenster und öffnete einen Fensterflügel an der Ostseite. Den Teller mit dem Kuchen nahm ich vom Tische fort und setzte ihn in eine Nische des Ofens. Doch siehe, die Wespe hatte auch jetzt den Eingang in's Zimmer gefunden, flog nun aber nicht wie vorher nach dem Tische, sondern geraden Wegs nach dem Teller in der Ofennische. Der Vorgang ist also ein untrüglicher Beweis, daß die Wespen ein sehr feines Geruchsvermögen besitzen. Wo aber sind ihre Geruchswerkzeuge zu finden? Früher ist behauptet worden, sie hätten dieselben in den feinen Aederchen der Flügel, und dieselben träten besonders während des Fliegens dieser Thiere in Thätigkeit, doch ist dies sehr zweifelhaft, und die Wissenschaft hat dieses Räthsel noch zu lösen. [H. Z.]

Im Interesse der Wissenschaft. — Der französische Arzt Birio, ein origineller und geistreicher Gelehrter, der unter den berühmten und hervorragenden Leuten von Paris sehr bekannt war, sah sich dadurch oft in die Lage gebracht, bei Gelegenheit von Ehrenhändeln und Duellen in der Eigenschaft als Chirurg in's Vertrauen gezogen zu werden. Als sich Alexander Dumas der Aeltere 1834 mit einem gewissen Gaillardet duellirte, war es denn auch eben Birio wieder, der als Mediciner hierbei in Anspruch genommen wurde. Mit Dumas vor Beginn des Zweikampfes auf dem Wahlplatz sich unterhaltend, richtete er an diesen plötzlich die Frage: „Hast Du die ‚etruskische Vase‘ von Mérimée gelesen?"

„Freilich," entgegnete Dumas. „Aber weshalb?"

„Ei nun," erwiederte der erste Frager, „in dieser Erzählung behauptet der Autor, daß sich der von einer Kugel zum Tode Getroffene vor dem Hinfallen noch einmal drehen müsse."

„Ah," lachte Dumas, „und darüber möchtest Du gern Gewißheit haben?"

Humoristisches.



Korrekte Antwort.

Gast: Haben Sie keine Stühle mehr?
Kellner: Stühle grade genug, aber es sitzt überall einer d'rauf.



Stoßseufzer hinter den Kulissen.

Schauspieler (zu seinem Kollegen): Du Glücklicher wirst schon im zweiten Akte umgebracht, und ich muß im fünften noch heirathen!

„Im Interesse der Wissenschaft," antwortete der Arzt, „das kann ich nicht leugnen."

„Nun gut," rief der berühmte Schriftsteller mit seinem Lächeln, „ich werde mir alle Mühe geben, Dir volle Klarheit über diese wissenschaftliche Aufstellung zu verschaffen."

Das Duell aber blieb ohne das für Birio gewünschte Resultat. Keiner der Schützen traf, und der Zweikampf endigte mit der Erklärung der Sekundanten, die Sache sei nach den gewechselten Schüssen erledigt.

Birio konnte also bei dieser Gelegenheit nicht über die von Mérimée aufgestellte Hypothese in's Reine kommen und kam auch später bei zwei anderen Duellen Dumas', denen er beiwohnte, nicht weiter. Endlich im Jahre 1848 sollte er Gewißheit erhalten, aber kaum in gewünschter Weise.

In seiner Eigenschaft als Volksabgeordneter begab sich Birio nämlich, tapfer und kaltblütig wie er war, während des heftigsten Straßenkampfes auf die Barrikade am Pantheon und hier war es, wo eine Kugel aus der ersten Etage eines Hauses der Straße Soufflet auf ihn abgefeuert, oberhalb des Schlüsselbeines ihn traf, die rechte Lunge verletzte und dann bei der Wirbelsäule wieder hinausging.

Birio drehte sich dreimal um sich selbst, bevor er fiel, und seine letzten Worte waren: „Mérimée hat doch Recht, man muß sich drehen!" [D. C.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 18:
Wo viel Freiheit, ist viel Irrthum; doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht.

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

1) Robe, 2) Lein, 3) Belgrad, 4) Stern, 5) Rettig, 6) Braun, 7) Bitte, 8) Lage, 9) Idol, 10) Insel, 11) Leer, 12) Nische, 13) Ledig, 14) Schauer, 15) Natur.

Aus jedem der obigen Wörter läßt sich durch Buchstaben-Versetzung ein neues Wort bilden. Die neuen Wörter sind: 1) ein Fluß, 2) ein französischer Marschall, 3) ein altes deutsches Adelsgeschlecht, 4) ein männlicher Vorname, 5) eine Schranke, 6) Name mehrerer Päpste, 7) ein Land in Asien, 8) eine Pflanze, 9) eine Stadt in Italien, 10) eine Frucht, 11) ein Baum, 12) etwas, das uns oft täuscht, manchmal aber einen großen Werth hat, 13) eine Genossenschaft, 14) Bezeichnung für Grund einer Erscheinung, 15) ein österreichischer Fluß.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben ein bekanntes Sprichwort. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösungen von Nr. 18:
des Arithmogriphs: Pygmalion, Y, Galla, Million, Apollo, Lina, Iglo, Olymp, Nipon;
des Räthsels: Frosch.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.